

Rolf-Bernhard Essig
(Deutschland, Bamberg)

**„GRÜN DES LEBENS GOLDNER BAUM“. UNSER SPRICHWÖRTLICH
BUNTES SPRACHTREIBEN**

As a matter of fact idiomatical phrases, proverbs and winged words („geflügelte Worte“) deal very often with colours and painting. This lighthearted essay shows a lot of examples of their usage and usefulness from the 18th century until the 21st. Besides it is devoted to the question of how these idioms work for us in very many ways, what benefits they bestowe on us. Historical cases like Paul Rusesabaginas usage of proverbs in the genozide in Ruanda 1994 and Barack Obama’s fight for the presidency in 2007/2008 verify in short their functions and usefulness. All illustrations belong to the author.

Key words: *idiomatical phrases, proverbs, colours, winged words, German language, Barack Obama, Paul Rusesabagina, Johann Sebastian Bach, Johann Wolfgang Goethe, Faust, William Gladstone, Karl May.*

Bitte schnallen Sie die Flügel der Phantasie an ihre Schuhe! Fliegen Sie mit mir ins Goethe-Drama „Faust“, in ein hohes gotisches Zimmer. Es ist das Studierzimmer des Titelhelden. Spielen wir ein wenig Mäuschen und lauschen einer Studienberatung nach allen Regeln der Kunst. Wer da berät hat zwar Fausts Professorengewand an, doch es ist ein Pferdefuß bei der Sache. Der Teufel Mephistopheles nämlich vertritt den Gelehrten. Und weil Kleider Leute machen, kann der Teufel im Faustpelz einen hoffnungsfrohen Uni-Frischling aufklären über die Usancen an der hohen Schule.

Da geht’s sehr bald um Ratschläge, beispielsweise, fleißig mitzuschreiben, obwohl die Lehrkräfte häufig nur ebendas auftischen, was sie zuvor in ihren Büchern zusammengeschart haben. Der Schüler versteht den Teufel sofort und ruft aus: „Das sollt ihr mir nicht zweimal sagen! / Ich denke mir wie viel es nützt; / Denn, was man schwarz auf weiß besitzt, / Kann man getrost nach Hause tragen.“ (Faust, V.: 1964-1967). Dann wird es sehr ernst. Die Wahl der Fakultät

steht an. Nachdem ihm der Teufel Juristerei und Theologie ausgedehnt hat, gibt er ihm bei der Entscheidung, Medizin studieren zu wollen, seinen Segen. Mephisto erklärt ihm, worauf es ankommt: „Besonders lehrt die Weiber führen“ (Faust, V.: 2023), wobei er „verführen“ meint: „Versteht das Pülsein wohl zu drücken, / Und fasset sie, mit feurig schlaun Blicken, / Wohl um die schlanke Hüfte frei, / Zu seh'n, wie fest geschnürt sie sei. SCHÜLER: Das sieht schon besser aus! Man sieht doch wo und wie. MEPHISTOPHELES: Grau, teurer Freund, ist alle Theorie, / Und grün des Lebens goldner Baum.“ (Faust, V.: 2033-2039).

Zur Quelle des Vortragstitels könnte man mir also mit Fug und Recht entgegenhalten: „Das hat dir der Teufel gesagt.“ Doch nicht jede teuflische Einflüsterung ist von schlechten Eltern, und diesen Mephisto hat Johann Wolfgang Goethe mit Hilfe der Buchstaben gezeugt. Zudem weiß jeder Klippschüler, der mit dem Drama „*Faust*“ zu tun hatte, dass Gott selbst dem Titelhelden diesen Teufel zum Gesellen beigegeben hat, dass er vielleicht geradezu die eine der beiden Seele ist, von denen Faust sagt, sie schlügen in seiner Brust.

Genug fürs erste mit der grauen Theorie und ran an die grüngoldene Baumpraxis. „An jeden Baum!“, so dekretieren es ja schon Hundebesitzer in Loriots großartiger Satireserie „*Auf den Hund gekommen*“. Wirklich auffällig wird der Beinhebende freilich erst, wenn er ein bunter Hund ist. Haben Sie schon einen gesehen? Haben Sie sich gefragt, welche Farben sein Fell zieren? Haben Sie auch nur einen blassen Schimmer, welcher Rasse er angehört? Ein Dalmatiner könnte es sein oder sonst ein getüpfelter Hund. So wie beim schwarz- oder rotbunten Vieh geht es in dem redensartlichen Ausdruck nicht um die Vielfarbigkeit von Tieren, sondern es handelt sich um einen Begriff für „gescheckt“ oder „gefleckt“.

„Bunt“ kommt vom lateinischen Wort „punctum“, spätlateinisch „punctus“, das erst nur „Punkt“ bedeutete. Es folgte das Punktieren, die Verzierungstechnik, mit der man Muster in Metall treiben kann. Von hier aus übertrug man „punctum“ auf kleine Flecke auf Pelzen, dann überhaupt auf gefleckte, gescheckte Felle. Hunde mit solchem Fell waren im späten Mittelalter, als die Redewendung aufkam, sehr selten. Klar, dass eine Ausnahme dieser Regel schnell und weithin

bekannt wurde, und ebenso klar, dass daraus eine ironische, heitere Bezeichnung für Menschen entstehen konnte, die jedermann zu kennen scheint. Das also war des Pudels Kern. Punctum!

Selbst der Blinde mit Krückstock hat inzwischen kapiert, dass ich Sie mit der bunten Welt der sprichwörtlichen Redensarten unterhalten möchte. Der springende Punkt dabei: Sie werden am Ende nicht nur mehr von der von Natur aus vergnüglichen Materie verstehen, Sie werden auch handgreiflichen Nutzen aus dem Text ziehen. Hand aufs Herz – versprochen!

Sie könnten ganz praktisch mit den hier ausgestreuten Fakten und Hintergründen Freunde und Kollegen beeindrucken: Beispielsweise geht der gerade erwähnte springende Punkt auf den griechischen Philosophen Aristoteles zurück. Der erforschte in der Antike die Entstehung des Lebens. Er untersuchte gut empirisch befruchtete Hühnereier und entdeckte nach einigen Tagen darin einen blutigen Fleck, der „pulsiert und sich bewegt, als sei er beseelt“. Es war das Herz des Embryos. Mitte des 15. Jahrhunderts übersetzte Theodorus Gaza die Abhandlung des Aristoteles über die Entwicklung des Lebens ins Lateinische. Darin machte er aus dem pulsierenden, sich bewegenden „sämeion“, was „Zeichen“ heißt, den „punctum saliens“, den „springenden Punkt“. Aus dem wahrlich entscheidenden Punkt, der das entstehende Leben anzeigt, entwickelte sich nun in der Alltagssprache der springende Punkt, auf den es ankommt.

Sie können mit pfiffig platzierten Sprichwörtern oder geflügelten Worten und dem Wissen über ihre Hintergründe ohne Zweifel erfolgreich angeben. Das war besonders seit dem 19. Jahrhundert erst in bildungsbürgerlichen und dann in sehr vielen Schichten der Brauch. So erklärt sich ein kleiner Witz aus Berlin: In den Goldenen Zwanzigern verkündete einer, der sich im und kurz nach dem Krieg mit Waffenschieberei eine goldene Nase verdient hatte, seinen Freunden: „Ik jeh heut ins Theater.“ Die Freunde lachten sich schlapp, weil der Kerl ein durchaus kulturfernes Leben führte: „Du ins Theater, Ede. Wat jibt es denn?“ „Faust!“, sagte der Waffenschieber. Am nächsten Tag umringen ihn die Freunde und fragen scheinheilig ernst: „Wie war’s, Ede?“ „Nich übel“, meint Ede, „aber allet Zitate.“

Zwischen den Zeilen klärt uns der Witz darüber auf, wie im Handumdrehen aus poetischen Redebäumen erst geflügelte Worte und schließlich bloß noch graue Floskeln werden. Ganz unverblümt kann ich verraten: Das alles hat mit der antiken Rhetorik zu tun. Da benannte „flosculus“, also „Blümchen“, jede feine Formulierung, die man – wie Petersilie über die Salzkartoffeln – nach dem Schreiben als Schmuck über die Rede streute. Ins Deutsche übersetzte man das sehr treffend mit „Redebäumen“. Wer jemandem nun etwas Heikles sagen wollte, der benutzte dafür Redebäume, damit es hübscher klang, er sagte es „durch die Blume“. Gerade das einfache Volk schätzte dagegen Direktheit, wollte also „unverblümt“ Wahrheit. Bleiben die heute so unbeliebten Floskeln zu erklären. Weil nicht wenige sich phantasielos an Lehrbücher der Rhetorik und andere Florilegien, zu Deutsch „Blütenlesen“, der Redekunst hielten, vertrockneten die nur noch schematisch eingesetzten „flosculi“ zu den dürren bürokratischen immergleichen Floskeln.

Da halten wir es lieber mit der Blumensprache, die beim Durchdieblumesprechen durchaus mitschwingt! Nehmen wir die blaue Blume der Romantik, die im Mansfeldischen Oberwiederstedt entsprang, jedenfalls entsprang dort ihr Schöpfer, der als Novalis noch heute berühmt ist. Was für eine vielversprechende Formel: die blaue Blume! Die Farbe Blau steht für die Treue, mehr noch für das Unbestimmte, das Weite, wie eine Fahrt ins Blaue beweist. Ob die Erzblume der Romantik eine Kornblume war, ein Enzian? Darüber lässt sich trefflich streiten, aber bitte sine ira et studio. Im hitzigen Wortgefecht blüht manchem sonst vielleicht ein Veilchen.

Ja, so schnell könnte man dank Blumen, Floskeln und Romantik „sein blaues Wunder erleben“. Da fällt vielen die berühmte Dresdner Brücke ein, eine grünbläuliche, vielbewunderte Eisenkonstruktion über die Elbe. Sie ist aber für die Redensart nicht verantwortlich.

Zuerst ist an das Wunder als das absolut Außergewöhnliche und Überraschende zu denken. „Du wirst noch dein Wunder erleben“ hieß also nur, „die Sache wird nicht nach deinem Wunsch, sondern ganz anders ausgehen, so dass du dich wundern wirst“. Dazu kam die Tendenz, etwas zu verstärken. Seit Mitte des 16. Jahrhunderts wurde als „Blaues Wunder“ das in Schneeberg abgebaute Kobalt, aus dem

man Kobaltblau gewann, bezeichnet. Das verknüpfte man mit „sein Wunder erleben“. Hinzukam, dass im Deutschen des Mittelalters und der Frühen Neuzeit die Farbe Blau auch für Täuschung, Betrug, ja sogar die Lüge stand. Dazu entwickelten sich allerlei Redensarten und Sprichwörter, beispielsweise „das Blaue vom Himmel herunterlügen“. Wer ein „blaues Wunder erlebte“, erfuhr, dass er vielleicht zu blauäugig gewesen war, sich selbst außerordentlich getäuscht oder belogen hatte. Die feine Formel für die unangenehme Überraschung konnte im Lauf der Zeit ironisch in eine Drohung umgewandelt werden: dabei spielten in Aussicht gestellte Prügel und daraus resultierende blaue Flecken eine Rolle.



Bild 1. Weinfarbeninschrift. Der Eiserne Steg in Frankfurt

Meine blauen Flecke schillern allerdings eher grünlich oder bräunlich, je nach Alter und Stelle. Die Lüge in anderen Ländern kann

statt blau auch weiß sein, wie im Englischen, wo sie die hinnehmbare Notlüge bezeichnet, sie kann dunkelrot sein, wie in Japan, was dort die unverschämte Lüge kennzeichnet. Blaue, weiße, dunkelrote Lüge? Das schlägt eine Brücke zu einer alten Frage: Wie gut und objektiv sind unsere Sinne? In der Scholastik entstand eine – in leichter Verkürzung – international berühmte Sentenz: „De gustibus et coloribus non est disputandum / Über Geschmäcker und Farben ist nicht zu streiten.“ Man war felsenfest davon überzeugt, dass bei klaren Farben und Geschmacksrichtungen, also rot im Gegensatz zu grün, bitter im Gegensatz zu süß, ein gelehrter Streit widersinnig sei.

Doch eine nicht ganz so berühmte Brücke wie das Blaue Wunder in Dresden lässt uns staunen: Auf dem Eisernen Steg in Frankfurt am Main findet man eine Inschrift an prominenter Stelle: Πλέων ἐπὶ οἴνοπα πόντον ἐπ' ἄλλοθρόουζ ἀνθρώπουζ. Das stammt aus der „Odyssee“ und heißt: „Segelnd auf weinfarbenem Meer zu anderssprechenden Menschen“.

Wie haben wir uns ein weinfarbenes Meer vorzustellen? Wie Gewürztraminer? Tokaier? Bordeaux? Retsina? Wir wundern uns über Homer und seine Auffassung von Farbe. Der Linguist Guy Deutscher nimmt dieses Beispiel in seinem vor Klugheit sprühenden Buch „*Im Spiegel der Sprache*“ auf, um etwas über das Sehen mit und durch die Sprache zu erläutern. Generationen von Philologen vor ihm hatten sich über die in klassischen Texten gar nicht seltene Redewendung „weinfarbenes Meer“ schon die Köpfe zerbrochen, sogar überlegt, ob die Griechen andere Augen gehabt haben könnten, ob sich das Licht damals von unserem unterschieden habe, der Wein. Erst der geniale William Gladstone, britischer Premierminister und Wissenschaftler zugleich, trug einen großen Schatz an Farbbezeichnungen des antiken Griechenland zusammen und kam zu dem Schluss, dass die Griechen ihr Augenmerk vor allem auf die Helligkeit und die Dunkelheit richteten, viel weniger auf die Wellenlänge, wie es bei uns der Fall ist. Sie sahen wie wir, konnten die Farben genauso differenzieren, aber ihnen fiel die Farb-Schattierung besonders ins Auge. Als Kategorie trat die uns geläufige Farbigekeit – außer bei der Blutfarbe Rot – fast vollkommen hinter die der Helligkeitsabstufungen zurück! Das wie Wein aussehende Meer des Homer entsprach also in seiner Helligkeit der Helligkeit damaligen Weins. Dabei muss Homer eher an schweren

Rotwein gedacht haben, denn das Wort „oinops“ hieß damals auch „dunkel“. Deshalb kann in der griechischen Antike das Wort „weinfarben“ ein Veilchen, ein dunkles Widdervlies und das weindunkle Meer bezeichnen.

Der Ausflug ins Farbensehen macht uns wach, vorsichtig und offen für die schillernde Vielfalt von Sprache, Ausdrücken und die bunte Sprichwortwelt. „Am farbigen Abglanz haben wir das Leben“ (Faust, V.: 4727), heißt es zu Beginn des „*Faust II*“. Das willkommene Sonnenlicht, können wir nicht im direkten Anschauen genießen, dieses „Flammen-Übermaß“ (Faust, V.: 4708), wie Goethe schreibt. „So bleibe denn die Sonne mir im Rücken!“ (Faust, V.: 4715), sagt Faust. Die Gischt eines Wasserfalls lässt dort das Sonnenlicht nämlich im farbigen Abglanz besonders schön und ins menschlich Angenehme gedämpft erscheinen, in eines „bunten Bogens Wechsel-Dauer“ (Faust, V.: 4722), in einem Regenbogen also.

Da schlag ich kühn einen Regenbogen zur Regenbogenpresse, die man so nennt, weil sie über die Paradiesvögel dieser Welt in schreiend bunten Bildern und Phrasen berichtet. In angelsächsischen Ländern heißt sie dagegen „Yellow Press“, weil US-amerikanische Boulevard-Zeitungen nach dem Erfolg der berühmten Comic-Figur Yellow Kid in der *New York World* Pulitzers ebenfalls Comics mit viel Gelb auf die Leser losließen. Übrigens hält sich der Ausdruck auch in slawischen Ländern wie der Ukraine oder Russland, wo es „Sholtaya Pressa“ („gelbe Presse“) heißt.

Ehe es einem bei der Lektüre jetzt zu bunt wird, wieder ein wenig graue Theorie. Sie haben ja schon von Sprichwörtern, Redewendungen, Redensarten, geflügelten Worten und schlicht von „Ausdrücken“ gehört. Von idiomatischen Wendungen habe ich noch geschwiegen, von Sentenzen, Aphorismen. Damit wir uns besser verstehen, will ich die wichtigsten dieser Redeblumen nur kurz charakterisieren.

Ein Sprichwort ist ein volksläufiger, kurzer, selbstständiger Satz, oft in gehobener Sprache, in Vers oder Prosa, nicht selten lehrhaften Charakters, dessen Urheber unbekannt ist. Beispiel: „Morgenstund hat Gold im Mund.“ Redewendungen unterscheiden sich von Sprichwörtern darin, dass es nur Satzteile in formelhaft feststehenden Wendungen sind, die keine allgemeingültige Erkenntnis oder Lehre transportieren und deren Ursprung oft unbekannt ist. Beispiel: „08/15 sein“.



Bild 2. Die Werbung mit der Redensart (am Hamburger Hauptbahnhof)

Geflügelte Worte sind allgemein verwendete Sätze und Satzteile, deren Ursprung in Religion, Mythen, Geschichte, Literatur, Medien, Werbung liegt und recht bekannt ist. Benannt sind sie nach einem Buch Georg Büchmanns, das unter diesem Titel bekannte Zitate und Aussprüche versammelte und so erfolgreich war, dass es selbst sprichwörtlich wurde. Büchmann wiederum übernahm den Ausdruck aus den Werken des Homer. Beispiel: „Das ist des Pudels Kern“. Vorsichtshalber erwähne ich noch, dass diese Definitionen streng wissenschaftlichen Kriterien nicht standhalten. Des Lebens goldener Baum verlangt allerdings, auch mal Fünfe gerade sein zu lassen und mit Pi mal Daumen zu messen, um auf einen grünen Zweig zu kommen.



Bild 3. Die Werbung mit Redensarten (im Hauptbahnhof Leipzig)

Fast alles im grünen Bereich ist positiv, der selbst ja auch, das grüne Licht, das uns freie Fahrt gewährt, und dass ich Ihnen, die mir durch die Seiten bis hierher gefolgt sind, grün bin, davon können Sie ausgehen. Eine Gesellschaft, für die Naturnähe überlebenswichtig war, sah im Grünen Vitalität und Frühling gekennzeichnet. So lobten die Minnesänger im Hohen Mittelalter gern, etwas sei noch schöner als der grüne Klee, ein kaum erreichbares Ideal. Daraus entstand dann die Redewendung „etwas über den grünen Klee loben“. So seltsame Blüten treibt unsere Sprache.

Allerdings repräsentiert das Grüne auch das Unreife, weshalb man grüne Jungs, Grünschnäbel und Greenhorns manchmal sogar schilt, sie seien noch „grün hinter den Ohren“. Dabei hieße es korrekt, jemand ist „nicht trocken hinter den Ohren“.

Das Korrekte will ich loben, aber gerade in meinem Bereich wage ich ein Extra-Lob für die kreativen Fehlsprecher à la Karoline Stöhr in Thomas Mann Roman „*Der Zauberberg*“, die aus Beethovens „*Eroika*“ eine *Erotika* macht und „Insolenz“ mit „Insolvenz“ verwechselt. Wir kennen Menschen, die „Säulen nach Athen tragen“, die „jemanden Moritz lehren“, die ihr „Schiffchen ins Trockene bringen“ und „etwas aufs Trapez“, wenn sie nicht gleich vom „Regen in die Taufe“ kommen. Wie sagte unsere spanische Freundin und Deutschlehrerin manchmal: „Johannes der Taucher“ oder „Das Leben ist kein Ponyschlecken.“ Ob diese Menschen bewusst oder unbewusst neue Redewendungen und Sprichwörter erfinden, sie tragen unbedingt zu unserem Vergnügen und zur Farbigkeit der Sprache bei.

Arme Beckmesser-Horden, denen die Verballhornung von idiomatischen Wendungen bloß ein rotes Tuch ist! Sie gleichen eher Ochsen als Stieren, denn es ist unsere eigene Sprache, wir bringen mit unseren individuellen Vorlieben, kreativen Einfällen und Fehlern neue Schattierungen und Nuancen hinein.

Ausführlich führt das der einzige Superstar der deutschen Literatur, nämlich Karl May vor, indem er eine Figur erfindet, die nicht nur Sprichwörtliches falsch zitiert, sondern auch noch abenteuerlich erläutert, warum seine Version die wahre sei. Es handelt sich um den Hobble Frank.

Da er kein Lehrer werden durfte, schrieb May durchweg in pädagogischer Absicht. Er wurde so, wie Gert Ueding meint, „ein Volksschullehrer mit anderen Mitteln und mit der ganzen Nation als gleichsam einklassiger, aber gigantischer Zwergschule“ [Ueding 1996: 117]. Am deutlichsten zeigt sich die Lehrseligkeit natürlich in den Romanen, die May für die beliebte Gymnasiasten-Zeitschrift „*Der Gute Kamerad*“ verfasste. In drei dieser Bände – „*Der Sohn des Bärenjägers*“ (1887), „*Der Schatz im Silbersee*“ (1890/1891) und „*Der Ölprinz*“ (1892) – taucht nun eine der populärsten Nebenfiguren Karl Mays auf: der Hobble-Frank, in extenso Heliogabalus Morpheus Edeward Franke, ehemaliger Forstgehilfe und berühmter Westmann. Grob überschlagen kommt man in seinen Dialoganteilen auf etwa hundert Sprichwörter, Redensarten, Zitate, die freilich grausam entstellt werden und eine entschiedene Viertelbildung erkennen lassen.

Nehmen wir ein berühmtes Beispiel, das vielfach und schon in klassischer Zeit überlieferte Wort, das Julius Caesar gesagt haben soll, um seinen Sieg bei Zela über König Phernakes II. am 2. August 47 v. Chr. zu beschreiben: „*Veni vidi vici*“ („Ich kam, sah, siegte“). Bei Hobble Franks erstem Mal heißt es: „*Veni, vidi, tutti*, sagte der alte Blücher, und da gewann er die Schlacht bei Belle-mesalliance.“¹ Vielleicht könnte man seine drei lateinische Wörter etwa so übersetzen: „Ich kam, sah, alle“. Der Sieg bei Belle-Alliance und Blücher, besser bekannt als Sieg bei Waterloo, gehören zusammen, nur die Verbindung beider mit dem Caesar-Zitat ist eine Mesalliance. Solcherart erklärt sich diese Parodie sogar selbst. Das zweite Mal begegnet man dem geflügelten Wort im *Schatz im Silbersee* in einer Situation, die durchaus unmännlich ist: Hobble Frank will das Indianerzelt, in dem er gefangen ist, verlassen, um ein Stück Fleisch zu braten. Er sagt: „*feni, fidi, fidschi* – ich gehe ‘naus.“² Hier hat sich nun noch die Orthographie und Phonetik verändert – May gibt die ersten

¹ Karl Mays Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Begründet von H. Wiedenroth und H. Wollschläger, fortgeführt von H. Wiedenroth u. a. Nördlingen, Zürich, Bargfeld, Bamberg: Greno, Haffmanns, Karl-May-Verlag 1987ff. Zitiert mit römischer Abteilungs-, arabischer Band- sowie Seitenzahl; hier III.1, 92.

² Ebd., III.4, 411.

beiden Worte mit einem „f“ wieder – und das letzte Wort ist nicht mal mehr dem Lateinischen nahe wie das immerhin italienische „tutti“, sondern mit „fidschi“ gleich in den Pazifik abgedriftet. Im *Oelprinz* schließlich ist die Phonetik, die Orthographie und das letzte Wort beim Teufel, immerhin aber endlich der richtige Urheber erwähnt. Diesen großen Fortschritt macht Hobble Frank allerdings sofort mit seiner kreativen Übersetzung zunichte: „Bei mir heißt es immer wie bei Cäsar: *fenni, fitti, fitschi*, zu deutsch: er kam, sie packte ihn, und ich kriegte ihn!“³

Karl Mays Zielpublikum in diesem Fall, die Gymnasiasten machten sich ohne Zweifel über die Bildungsschnitzer lustig. Die Schüler konnten davon aber und von der Figur des Hobble-Frank eine Menge lernen, wir übrigens auch: 1. Man kann mit Sprichwörtern und historischem Wissen renommieren. 2. Dass jemand mit Bildung angibt, verrät noch nichts über die Korrektheit derselben. 3. Rechthaberei wirkt leicht lächerlich. 4. Kinder und Heranwachsende können mehr auf dem Kasten haben als Erwachsene. 5. Sprachspiele machen Spaß. 6. Man kann ein körperbehinderter (Hobble Frank humpelt), eigensinniger, mangelhaft gebildeter Schwadronneur sein und gleichwohl ein tapferer, Respekt gebietender Westmann. 7. Jemanden zu verbessern, verbessert nicht unbedingt die Stimmung und schon gar nicht die Kenntnisse des Kritisierten. 8. Nachsicht gegenüber einem harmlosen Tick wird häufig durch Freundschaft und kurzweilige Unterhaltung belohnt.

Sie verstehen sicher inzwischen deutlich besser, warum ich mich seit meiner Kindheit für Sprichwörtliches interessiere und es weiterhin tun, bis ich den Löffel abgeben werde. Sprachwitz und Sprachschönheit, die sind mir dabei wichtig, wichtiger noch, was einem alles mit Sprichwörtlichem gelingen kann, vom Leben- bis zum Feier-Retten, vom Lehrreichen noch zu schweigen. Und es ist ein im besten Sinne uferloses Gebiet, so dass ich bei – ungelogen – jedem Auftritt etwas dazulerne. Da gibt es Familiensprüche, Dialektweisheiten, fremdsprachliche Wendungen und regionale Redensarten. In der Pfalz sagt man beispielsweise zu jemandem, der im Weg steht: „Mach e mol den Äärzbischof auf Franzeesisch!“

³ Ebd., III.6, 193.

Erzbischof heißt „archevêque“, und das klingt im Deutschen wie „Arsch weg!“

Zu derb? Nein, finde ich! Dabei kann ich mich schon auf jemanden berufen, dessen Hauptorte in Sachsen-Anhalt liegen: Martin Luther. Seine blühende Unverschämtheit hat bis heute Liebhaber in vielen Schichten. Auch wenn nirgends in seinen Schriften zu finden ist „Warum rülpsset und furzet ihr nicht, hat es euch nicht geschmacket?“ oder „Aus einem verzagten Arsch fährt niemals ein fröhlicher Furz.“, so bezeichnet er doch sich und die Wittenberger in einem Brief als „im Arsch dieser Welt verborgene Würmer“, freilich lateinisch, was besser klingt, „nos vermes in hoc culo mundi latitantes“.⁴ Seine Person und seine Sprache, gerade die sprichwörtliche, leben in Deutschland weiter, weil Luther als unverblümt, unverbildet, ehrlich, polternd, volksnah empfunden wird. Es stimmt ja auch: Luther liebte Deutlichkeit, und er liebte Sprichwörter und Redewendungen. Er schrieb sie in ein Verzeichnis, um sie für alle Gelegenheiten parat zu haben, er führte sie auf Schritt und Tritt ins Feld, er vertraute ihnen auf allen Gebieten, er traute ihnen sogar zu, den bösen Feind selbst zu ärgern: „Der Teufel ist auch den Spruchwörtern feind, drumb hat er seine Geister dran geschmiert wie an viel Spruch der Schrift, damit er’s mit seim Spott verdächtig machte und die Leut davonführet. Wir müssen aber den Teufelsdreck darvon tun und die Spruchwörter erretten.“⁵

Zwar bin ich kein Theologe, aber genau das ist meine Mission, den Teufelsdreck wegnehmen und die Sprichwörter erretten, egal ob sie feingewirkt sind oder grobschlächtig, kurz oder lang, heiter oder traurig, lehrreich oder dem Nonsens nah.

Wie bei einer großen Orgel gibt es auch im Sprichwörtlichen eine Fülle Register, die erhaltenswert sind und von virtuoson Spielern kunstvoll eingesetzt werden können. Was hätte Johann Sebastian Bach gesagt, wenn man ihm die Trakturen an seinem Spieltisch in erlaubte und verbotene unterteilt hätte?

⁴ Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe (Weimarer Ausgabe), Weimar 1883–2009, im Folgenden bei der Briefausgabe WABW, bei den Tischreden als WATR; hier WABW 4, S. 162 (Nr. 1075).

⁵ WATR 5, S. 62.

So geschah es mit allerlei im Zuge der in vielem schätzbaren Bewegung, deren fünfzigsten Jahrestag wir dieses Jahr begehen. Was die sogenannten Achtundsechziger, die eher Sieben- oder gar Zweiundsechziger waren, bewegten und bewegte, werden wir in diesem Jahr hoffentlich sehr differenziert bedenken. Ohne Frage schütteten sie mehr als einmal das Kind mit dem Bade aus. Man stellte die Rhetorik unter Generalverdacht, die Volkslieder und gleich auch die Sprichwörter. Sie galten als repressives Erziehungs-, ja Dressurmittel der bürgerlichen Kultur. Wie viel Wahrheit in dieser Erkenntnis steckt, weiß ich wohl. Bei meinen Sprichwort-Programmen geraten immer wieder einmal ältere Menschen fast ins Weinen bei bestimmten Vater- oder Mutterdirektiven wie „Kinder am Tisch stumm wie ein Fisch!“, „Langes Fädchen, faules Mädchen.“ oder „Kleine Schläge auf den Hinterkopf erhöhen die Denkfähigkeit.“, Traumatisch empfanden diese Menschen das Sprichwort-Erziehungsgewitter, dem sie als Kinder ausgesetzt waren.

Der ungerecht pauschale Kampf der Achtundsechziger gegen Sprichwörter und Redensarten schadete ihrer Überlieferung und ihrem Sitz im Leben durchaus. Dabei verachteten sie selbst die Wirkung und das anarchische Potential dieser Kleinstformen der Sprache durchaus nicht und schufen selbst sprichwörtlich gewordene Slogans wie „Trau keinem über dreißig.“ oder „Wer zweimal mit derselben pennt, gehört schon zum Establishment.“ Glichen diese Gebote aber nicht bis aufs Haar den bürgerlichen Vorschriften in Sprichwortform? Jedenfalls sehe ich es als eine schöne Aufgabe an, auf den Goldschatz unserer Sprichwörter hinzuweisen, sie zu revitalisieren oder einfach alle Sprecher zu ermuntern, sie wieder öfter in den Mund zu nehmen. Kinder finden alte Ausdrücke nämlich knorke! In bestimmten Foren tauschen sie Opa- und Omasprüche aus und können sich beuumeln⁶ über Wendungen wie „Donner und Doria!“, „Potsapperment!“ oder „Da wird doch der Hund in der Pfanne verrückt!“ Auf diese Weise hat sich vielleicht der in Berlin nie vergessene, aber sonst in Deutschland

⁶ *Beeumeln*, "sich sehr intensiv über etwas amüsieren". Herkunft vom relativ freundlichen Schimpfwort "Du Eumel", das aber auch ein Kosewort sein kann. Mehr dazu unter: <https://de.wikipedia.org/wiki/Eumel>

vor dreißig Jahren fast ausgestorbene Ausdruck „Alter Schwede!“ unter den jungen Leuten wieder verbreitet. Dass inzwischen selbst elfjährige Mädchen untereinander dauernd „Alter!“ sagen, half dem Veteranen aus dem Dreißigjährigen Krieg wohl ebenfalls dabei, nach einer langen Konjunktur und einer kurzen, aber heftigen Krise wieder im Mund der Jugend zu landen. Es spricht jedenfalls viel dafür, dass altgediente schwedische Soldaten, die in der preußischen Armee Ausbilder geworden waren, zuerst den Ausruf „Alter Schwede!“ als Lob- und Überraschungszeichen hervorriefen. Es kann auch mit „Alter Swietjer!“, einem Ausdruck aus Studentenkreisen zusammenhängen, doch das ist jetzt nicht mein Thema. Es geht mir einfach darum, die Liebe zum sinnlichen, anschaulichen, farbigen Sprachgebrauch zu wecken oder zu verstärken und gerade durch den Einsatz von sprichwörtlichen Redensarten. Jeder Deutsche verwendet durchschnittlich ungefähr hundert am Tag. Vielleicht nicht hundert unterschiedliche, aber leicht kann man zehnmal am Tag „Schwein haben“ oder „Den Seinen gibt’s der Herr im Schlaf“ seufzen oder „Handwerk hat goldenen Boden“ sagen.

Besonders freut mich deshalb der Erfolg meiner Ausstellung „*Mein Name ist Hase! Redewendungen auf der Spur*“, die in Kooperation mit dem Museum für Kommunikation Nürnberg entstand (in Berlin, Frankfurt am Main, Waldenbuch bei Stuttgart, im Altonaer Museum in Hamburg) und auf die Marke von hunderttausend Besuchern zusteuert, obwohl es eine im Etat und der Fläche kleine Ausstellung ist. Riecht hier etwas? Eigenlob? Stimmt! Goethe sagt dazu in dem geselligen Lied „Rechenschaft“: „Nur die Lumpe sind bescheiden, Brave freuen sich der Tat.“ Was die Besucher goutieren, ist laut Gästebuch der Ausstellung, neben Sentimentalität, Neugier, Bildungsstreben, durchaus die Handgreiflichkeit und Anschaulichkeit des nur scheinbar abstrakten Themas.

Die Besucher lernen unter anderem, dass man mit Sprichwörtlichem Geld verdienen kann. Ich selbst kann es natürlich, aber auch Werbeagenturen, Filmschaffende und Politiker. Das Beispiel Barack Obama gehört hierher. Nicht wegen der emphatisch wiederholten Formel „Yes we can“ in seiner beeindruckenden Chicagoeer Rede (04.11.2008), zumal diesen aufmunternden Satz schon

die Pointer Sisters 1973 ⁷ und danach Bob der Baumeister zum geflügelten Wort gemacht hatten. Barack Obama gelang es gerade durch seinen außerordentlich intensiven Gebrauch von stehenden Wendungen, den Wählern das Gefühl zu geben, er gehöre zu ihnen. Man hatte ja sogar angezweifelt, er sei überhaupt in den USA geboren worden. Überzeugender noch als die Veröffentlichung seiner Geburtsurkunde im Internet wirkten die über 1700 sprichwörtlichen Redewendungen, die er in seinen Reden, Artikeln und Texten des Präsidentschaftswahlkampfes gebraucht hatte. Wenn er „Call a spade a spade“ sagte oder „the straw that broke the camels back“ oder „to be in the line of fire“, dann wussten und vor allem spürten seine Zuhörer und Leser: Der gehört zu uns. Er spricht wie Onkel John und Tante Sally.



Bild 4. Das Spiel mit Varianten geflügelter Worte Martin Luther Kings

„I have a dream“ und Obamas Wahlspruch „Yes we can“

Es lässt sich natürlich nicht beweisen, welchen prozentualen Anteil an Obamas Erfolg sein Sprichwortgebrauch hatte, aber in seiner schon zitierten empirischen Studie, auf die ich mich hier stütze, kann Wolfgang Mieder nachweisen, dass außer Abraham Lincoln kein Präsident der USA derartig intensiv Sprichwörter und Redewendungen einsetzte. Ein wenig überspitzt gesagt: Man kann mit Sprichwörtern Präsident werden.

⁷ Mieder Wolfgang. Yes we can. Barack Obama's Proverbial Rhetoric. New York et al.: Lang, 2009. S.131.

Man kann mit Sprichwörtern auch Leben retten. Ich stieß auf den Fall Paul Rusesabaginas. Der war Sohn eines weisen Mannes in Ruanda, der einer Art Graswurzelgerichtshof vorstand, und der kleine Paul bemerkte, wie gerade Sprichwörter Kläger wie Beklagte beeindruckten. Viele Jahre später war aus dem Dorfjungen der Manager eines Luxushotels in Kigali geworden. Man schrieb das Jahr 1994, doch in Ruanda schienen damals selbst der Kalender und die Zeit nicht mehr zu gelten. Der schnellste Völkermord der Geschichte hatte alle Regeln der Zivilisation außer Kraft gesetzt. Rusesabagina gelang es damals, in seinem Hotel über 1000 Menschen fürs erste vor dem Tod zu bewahren.

Noch Jahre später, als er seine Erlebnisse in dem Buch „*Ein gewöhnlicher Mensch*“⁸ zusammenfasste, fragt er sich, wie es gelingen konnte, die schwer bewaffneten Milizionäre davon abzuhalten, die Flüchtlinge in seinem Hotel zu töten. Er hatte ja nur etwas Geld und Schnaps als Bestechungsmittel zur Verfügung, die allerdings rasch aufgebraucht waren. Wichtiger waren die Worte. Mit ihnen hielt er 76 Tage lang die Mörder von den Flüchtlingen fern. Besonders die Sprichwörter des Vaters halfen ihm, Entscheidungen zu treffen, sein Verhalten zu beeinflussen oder die Killer vom sofortigen Töten abzuhalten. Zum Beispiel: „Mit einer Lüge kannst du einmal essen, aber nicht zweimal.“ Oder: „Wenn du willst, dass deine Sachen sicher sind, gib sie einem Dieb.“ Oder: „Die Elefanten streiten, das Gras leidet.“ Diese Weisheiten brachten – richtig eingesetzt – oft eine Saite im Herzen der Milizionäre zum klingen, rührten sie an, lenkten sie vom Tötungswillen ab. Wahrscheinlich machten sie die Sprichwörter sentimental oder unsicher, auf jeden Fall für Momente menschlicher. Wenn Rusesabagina ihnen zu trinken anbot und die Aufforderung mit dem ruandischen Sprichwort begleitete: „Lade nie jemanden ein, wenn du kein Bier im Haus hast!“, dann entspannte sich die Situation und verwandelte einen Raum voller Bedrohung inmitten eines gigantischen Völkermords in eine winzige Oase des Friedens. Natürlich musste Rusesabagina den Killern nach dem Mund reden, um die Flüchtlinge

⁸ Rusesabagina, Paul. *Ein gewöhnlicher Mensch. Die Wahrheit hinter Hotel Ruanda*. Berlin: Berlin-Verlag, 2006.

zu schützen. Was machte das schon aus! Am Ende verdankten ihm und nicht zuletzt den Weisheiten seines Vaters 1.268 Menschen das Leben.

Eine im Gegensatz zu dieser dramatischen ganz alltägliche, doch ebenso konkrete Nutzenanwendung will ich noch vorstellen. Selbstenen, die immer mehr vergessen, die von Demenz angegriffen werden, können Sprichwörter helfen, jedenfalls bei den noch nicht ganz so schweren Fällen. Nach der sprichwörtlich gewordenen Erkenntnis der Hirnforscher „First in, last out“ gehören Sprichwörter wie Lieder, Gebete, übrigens auch Kraftausdrücke, zu dem, was alte Menschen und Demenzkranke am längsten ansprechen kann, dazu emotional und belebend, weil nicht selten zusätzliche Erinnerungen auftauchen. Ich bin kein Therapeut oder Geriater, aber oft in Altenheimen unterwegs und bemerke deshalb selbst, wie unmittelbar vitalisierend die Wirkung der alten Sprüche ist. Inmitten einer immer fideleren Gesellschaft fand sich in Bonn einmal ein Alter, der immer noch eine lustige Schote aufzutischen wusste. Ich meinte zu ihm: „Sie haben es faustdick hinter den Ohren.“ Er konterte: „Nein, das ist ein Hörgerät.“

Keine Frage, Sprichwörter und alte Menschen, das führt zu schönen Wirkungen. Die Gesichter hellen sich auf, gewinnen Farbe, die Augen bekommen wieder mehr Glanz. So malen Sprichwörter neues Leben ins Antlitz.

Hört sich das zu dick aufgetragen an? Das Pathos und der pastose Farbauftrag gehören für mich unbedingt zu jeder Sprache dazu. Wir schätzen in fremden Sprachen auch beides, so in russischen Sprichwörtern wie: „Dem Glücklichen wird die Troika, wenn er ans Meerufer kommt, zum Schiffein.“

Unsere Sprache ist nun einmal durchaus malerisch. „Ut pictura poeisis“, hieß es in der Antike, also „Wie die Malerei ist die Poesie“. Ich will Lessings kluge Gedanken zu dem Thema gar nicht ausführen, sondern im Sprichwörtlichen bleiben. Wir halten eine besonders gelungene Urlaubsfahrt für eine „Bilderbuchreise“, die Gegenden dort erscheinen uns malerisch, jemand setzt Glanzpunkte in seinem Vortrag, und wir genießen es, auch mal aus dem Rahmen fallen zu dürfen. Ich denke, alle sind ganz im Bilde, ohne dass ich noch sagen muss: „Lieber von Beltracchi gemalt als vom Schicksal gezeichnet.“

Zu meinem Malglück fehlt mir nur ein Einfallspinsel. Nicht nur einmal fand ich das schöne Wort, das durch Ersetzung eines „t“ durch ein „l“ aus einer Beschimpfung ein Inspirationswerkzeug macht, aus einem dummen Einfaltspinsel einen musengleichen Einfallspinsel. So etwas hätte selbst der große Apelles, Hofmaler Alexanders des Großen, nicht verachtet. Auf ihn geht übrigens eine unserer bekanntesten Redewendungen zurück: „Schuster, bleib bei deinem Leisten!“

Nachdem ich mit den Maler-Sprichwörtlichkeiten glücklich zum bunten Sprachtreiben im eigentlichen Verstande zurückgefunden habe, will ich langsam dem Ende zustreben. Es war mehr ein kunterbuntes Potpourri rund um Sprichwörter und Redewendungen, weniger eine gedankenschwere Rede zur deutschen Sprache. Bald wird die Musik wieder ihre Ohren umspielen, in die eine spezielle Farbe die Chromatik bringt. Was wenn Johann Sebastian Bach in Köthen die Chromatik nicht hätte verwenden dürfen?! „Chroma“ ist ja aus dem alten Griechischen und heißt wörtlich „Farbe“. Die Temperatur einer Farbe kennt man vielleicht von Glühbirnen her oder der Kalibrierung ihres Computerbildschirms. Für Bach war die Durchmessung des wohltemperierten Klangraums ein Lebensinhalt, die Buntheit seiner Musik ein Abbild göttlicher Buntheit, ja Kunterbuntheit. Ich erwähne den Ausdruck noch einmal, weil er mir nicht nur bei Pipi Langstrumpfs Villa schon gefiel, sondern weil er mit Bach auf Innigste zu tun hat, kommt er doch von der Kontrapunktik her. Das Komponieren in kontrapunktischer Weise verbreitete sich seit dem 14. Jahrhundert. Wörtlich hieß es „Dagegensetzen“, und mit dieser Technik ließen sich mehrstimmige Kompositionen erstellen. Im Laufe der Zeit wurde die Methode immer kunstvoller und komplizierter. Den musikalischen Laien erschienen kontrapunktische Stücke deshalb als undurchschaubar, ja verworren. Kein Wunder, dass man das Wort bald allgemein verwendete, um ein chaotisches Durcheinander zu bezeichnen. Dabei wurde im Volksmund aus „Kontrapunkt“ durch Abschleifung erst „contrabund“, dann konterbunt“ und schließlich das heutige „kunterbunt“.

Wie schön sich in diesem heiteren Wort Musiktheorie, Farbe und Redensart vereinigt. Als Musiker wusste ein Bach selbstverständlich,

wie wichtig es ist, Töne blühen und verblühen zu lassen, er sprach sicher von den Klangfarben und kannte natürlich einem bunten Reigen. Der Ausdruck bezeichnete zuerst den Schreittanz in bunter, geschlechtlich gemischter Reihe.

Sie haben inzwischen den Eindruck, ich trüge Ihnen immer neu dasselbe in Grün vor? Vielleicht, aber erstens ist Wiederholung die Mutter der Studien und zweitens ist die Herkunft dieses Ausdrucks selbst wunderbar. Dasselbe in Grün hat nichts zu tun mit dem Opel Laubfrosch, wie man oft liest. Die Redensart ist nämlich schon um 1800 im Gebrauch und bei Johanna Schopenhauer belegt: „Dieselbe Couleur, aber in Grün, forderte, wie eine bekannten Anekdote erzählt, ein Dienstmädchen einst in einem Laden und reichte ein Pröbchen rosarotes Band dem Kaufmann hin.“⁹ Die Anekdote macht sich über das dünnköpfig dumme Dienstmädchen lustig, dass gezierte Ausdrücke wie „Couleur“ verwendet, aber offenbar nicht weiß, dass er einfach „Farbe“ bedeutet.

„Rede, dass ich dich erkenne!“ wusste die Antike, und in zahlreichen Kulturen ist ein Leben, eine Rede ohne eine Fülle an Sprichwörtern undenkbar. Man spielt in Westafrika beispielsweise Sprichwortspiele, bei denen es darum geht, immer eines mit einem nächsten zu beantworten, das einen Bezug zu ihm hat, ob vom Sinn oder vom Wort her.

Hier ende ich, ehe einem beim Lesen ganz blümerant zumute wird, was von bleu mourant herkommt, einer blassblauen, ja sterbensblauen Modefarbe des 17. Jahrhunderts, ich ende mit einer kleinen Liste, die den Sinn unseres sprichwörtlich bunten Sprachtreibens zusammenfasst und mit einer Handvoll Sprichwörter.

Sprichwörter und Redensarten:

1. Sie würzen Rede und Schrift, ob im Alltag, in der Politik, in den Medien.
2. Sie unterhalten, erheitern und können produktiv verwirren.
3. Sie erleichtern als stehende Wendungen das gegenseitige und rasche Verständnis.

⁹ Röhrich, Lutz. Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten. Freiburg, Basel, Wien: Herder, 2009. S. 590.

4. Sie trösten, raten und verleihen Halt.
5. Sie motivieren und bestärken.
6. Sie helfen, fokussiert zu handeln.
7. Sie zeigen Handlungsalternativen auf.
8. Sie erlauben tausend Töne, ob derb, diplomatisch oder deppert!
9. Sie wirken als wirksamer sprachlicher Sozialleim.
10. Sie verleihen mal Bodenhaftung, mal Flügel.

Bleibt die Handvoll Sprichwörter. Eine alte deutsche Weisheit weiß: „Was du tust, tue es gleich, ganz und gern.“ Eine alte japanische Weisheit weiß: „Achte auf gute Gesellschaft, vor allem wenn du allein bist.“ Eine alte arabische Weisheit weiß: „Vertrau auf Allah, aber binde dein Kamel selbst an.“

Literatur und Quellen

1. Deutscher Guy. Im Spiegel der Sprache. Warum die Welt in anderen Sprachen anders aussieht. Übersetzt von M. Pfeiffer. München: dtv, 2012.
2. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe (Weimarer Ausgabe), Weimar, 1883 –2009.
3. Karl Mays Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Begründet von H. Wiedenroth und H. Wollschläger, fortgeführt von H. Wiedenroth u.a. Nördlingen, Zürich, Bargfeld, Bamberg: Greno, Haffmanns, Karl-May-Verlag, 1987ff.
4. Mieder Wolfgang. Yes we can. Barack Obama’s Proverbial Rhetoric. New York et al.: Peter Lang, 2009.
5. Röhrich Lutz. Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten. Freiburg, Basel, Wien: Herder, 2009.
6. Rusesabagina Paul. Ein gewöhnlicher Mensch. Die Wahrheit hinter *Hotel Ruanda*. Berlin: Berlin-Verlag, 2006.
7. Ueding Gert. Howgh, ich habe gesprochen. Beredtsamkeit in der Fremde: Mays Rhetorik // Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft, 1996. S.109-133.

Эссиг Рольф-Бернгард
(Германия, Бамберг)

«ЗЕЛЕНЬ ЗОЛОТОГО ДЕРЕВА ЖИЗНИ». ПЕСТРОТА НАШЕГО ПОСЛОВИЧНОГО РЕЧЕВОГО ПОВЕДЕНИЯ

В эссе рассматриваются ситуации, в которых идиоматические фразы, пословицы, крылатые слова и выражения очень часто связаны с цветом и с живописью. Автор приводит множество примеров их использования с 18 по 21 век. Кроме того, затрагивается вопрос, каким образом эти идиомы «работают на нас» во многих отношениях, какую пользу они приносят. Исторические примеры, такие как использование Полом Русесабагина пословиц во время геноцида в Руанде в 1994 году, или борьба Барака Обамы за президентский пост в 2007-2008 годах, подтверждают их функциональность и пользу. Все иллюстрации принадлежат автору.

Ключевые слова: идиоматические фразы, пословицы, цветообозначения, крылатые слова, немецкий язык, Барак Обама, Поль Русесабагина, Иоганн Себастьян Бах, Иоганн Вольфганг Гете, «Фауст», Уильям Гладстон, Карл Май.